



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hoffmann, Max: Minchens Geheimnis : Novelle

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

diese Befugnis nehmen lassen. Der häufigste Fall ist die Kuponsteuer auf die eignen Anleihen des besteuernenden Staates. Sie ist nichts als eine einseitige Herabsetzung des Zinsfußes.

Dagegen bedeutet das Völkerprivatrecht wie das Völkerrecht eine Schranke für die Gewalt, die die unterste Grundlage bildet von allem einzelstaatlichen Gesetzesrecht. Da herrscht nur die Rechtschöpfung aus der Überzeugung vieler Gleichberechtigten heraus, die sich betätigt in ausdrücklichen Abkommen oder dauernder tatsächlicher Übung. Zwar erscheint die Gewalt viel häufiger im Verkehr der Staaten untereinander als im Innern der Staaten, auch dient sie dort öfter dem Erwerbe von Rechten, z. B. bei der Eroberung; aber sie kann dort niemals Rechtsätze schaffen, wie sie im Einzelstaat die Verfassung und damit mittelbar andre Gesetze erzeugen kann. Sollten aber einmal die Staaten zu einer großen völkerrechtlichen Einheit zusammentreten, dann wird dort für die Gewalt, indem sie sich der Verfassung dieser Einheit bemächtigt, die Möglichkeit gegeben sein, in letzter Reihe Recht zu erzeugen. Die Gewalt würde dann auch Völkerrecht schaffen können.

Wird aber die Rechtschaffung durch die Gewalt sich niemals durch etwas anderes ersetzen lassen? Eins wäre in Zukunft möglich: Es könnten alle gewaltsamen Verfassungsänderungen der Vergangenheit durch stete, langdauernde Gesetzmäßigkeit so in den Hintergrund der Erinnerung geraten und die Gesetzestreue bei Herrschern und Beherrschten könnte so stark werden, daß tatsächlich in allen Staaten die Möglichkeit einer gewaltsamen Verfassungsänderung in sehr große Ferne rückt, und man wird sagen können: Geschichtlich beruht unser Recht vielfach auf Gewalt, aber jetzt und in Zukunft entsteht das Gesetz nur aus dem Gesetz. Doch das ist ferne Zukunft und nicht Gegenwart.



Münchens Geheimnis

Novelle von Max Hoffmann



Is der Berliner Hausbesitzer und Rentner Gottlieb Gegerbarth am frühen Morgen des 18. März 1848 ein Fenster des Bohnzimmers öffnete und hinausah, lag die Frankfurter Straße, die er überblickte, noch in friedlicher Ruhe. Es war ein klarer, ziemlich kühler Vorfrühlingstag und das Wasser in den Kinnsteinen zu beiden Seiten des holprigen Dammes leicht übergefroren. Den Hinaussehenden fröstelte trotz seines guten, dicken Schlafrock und des schönbestickten, mit grüner Troddel versehenen Kappchens auf seinem runden Haupt. Eben wollte er deshalb das Fenster wieder schließen, da wurde seine Aufmerksamkeit durch ein Stimmengewirr, das vom Frankfurter Thor zu ihm drang, gefesselt, und er steckte den Kopf rasch wieder hinaus.

„Komm doch einmal her, Mutter!“ rief er über die Schulter seiner Frau zu, die eben auf einem Tablett den Morgenkaffee und frisches Gebäck mit Butter ins Zimmer brachte. „Was mag denn das eigentlich bedeuten?“

Er füllte mit seinem kräftigen Körper über die Hälfte der Fensteröffnung aus, und da seine Gattin ihm an Behändigkeit nichts nachgab, so begnügte sie sich damit, sich hinter ihn zu stellen, wobei sie in kläglichem Ton fragte:

„Na, was ist denn nu schon wieder los?“

„Unerhört!“ versetzte Hegerbarth halb zurückgewandt. „Die Wache innen am Tor ist herausgetreten, einige dreißig Kerle, die an der Mauer entlang gekommen sind, stehen um sie herum und verhandeln mit den Unteroffizieren. Sie fuchteln mit den Händen in der Luft umher, als wenn ganz Berlin brennte. Was sie bloß wollen? Eismanns Karl ist auch dabei.“

Er lachte belustigt vor sich hin.

„O weh,“ sagte Frau Friederike, „wenn der Dumme dabei ist, wird's wieder ein schöner Unfug sein!“

Sie eilte, von Neugierde getrieben, an das zweite Fenster und öffnete es ebenfalls, um Zeugin des merkwürdigen Vorgangs zu sein.

„Na, nu wird's Tag!“ rief ihr der Gatte zu. „Sieh nur, die Mannschaft zieht wahrhaftig ab! Hat man so etwas schon erlebt?“

„Männeken, machen Sie zu da oben!“ riefen einige fragwürdige Gestalten, die unten entlang gingen, hinauf.

„Fällt mir gar nicht ein,“ erwiderte Hegerbarth mit Würde. „Ich hab' als freier Bürger ebenso viel Recht auf die Straße wie Sie, verstehen Sie mich!“

Die Leute lachten höhnisch und gesellten sich zu denen am Frankfurter Tor. Dort war mittlerweile das Wachthaus durch eine Abteilung phantastisch gekleideter Männer, halb Soldaten, halb Räuber, besetzt worden, und andere waren eifrig beschäftigt, die großen Torflügel zwischen den beiden steinernen Obelisksen zu verammeln. Es wurden zu diesem Zweck von innen einige Balken gegengestemmt, auch das mit Steinen angefüllte Schilderhaus wurde gegengeschoben.

Nachdem die Fenster wieder geschlossen waren, sagte Herr Hegerbarth, der eine Weile sinnend vor sich hingeblickt hatte, wie von plötzlicher Erleuchtung ergriffen:

„Aha! Die Sache wird so liegen: Der König will jedenfalls das Militär aus der Stadt nehmen, wie es Doktor Boeniger aus der Köpenicker Straße gefordert hat. Und nun übernimmt unsere Bürgerwehr die Überwachung der Stadt.“

Frau Friederike machte eine verächtliche Miene.

„Das ist Bürgerwehr, was wir da gesehen haben? Der eine groß, der andere klein, der eine in Gehrock und Schärpe, der zweite mit einer Bluse, dieser mit einem Kuhfuß, der mit einem großen Säbel und ein dritter gar mit einer Bohnenstange? Wenn die die Ordnung aufrecht erhalten sollen, dann gnade uns Gott! Und besonders der dumme Eismanns Karl, der wird auch die Affen dabei ausnehmen!“

„Den darfst du doch nicht mitrechnen, Friederike. Aber Tatsache ist es doch, daß ein Verlangen nach Freiheit durch die Welt geht —“

„Ach was, Freiheit! Denk lieber an dein Haus und deine Familie!“

Herr Hegerbarth bekam bei dieser Ermahnung seiner praktischen Ehehälfte einen gelinden Schreck, so daß die Kaffeetasse in seiner Hand merklich zitterte. Freilich, freilich, wenn sein Haus, sein schönes Geld auf der Bank und seine Familie in Mitleidenschaft gezogen werden sollten, dann erhielt die Sache einen anderen Anstrich, dann war er trotz aller gern gelesenen kühnen Zeitartifel und

Neben durchaus für Erhaltung des alten Zustandes, für ererbtes Recht und obrigkeitliche Ordnung! Er dachte sorgenvoll an die Kartoffelrevolution auf dem Gendarmenmarkt und dem Alexanderplatz im vorigen Jahre, wobei den Bauern die Riesen umgeworfen wurden und es zu heftigen Prügeleien gekommen war, an die Plünderung verschiedener Kaufmannsläden, auch bei seinem Freund Rahardt drüben an der Ecke, — und er stand auf.

„Das Haus muß heute am Tage geschlossen gehalten werden,“ bestimmte er ernst. „Hör nur den Lärm da draußen! Die Menschen scheinen heut aus Rand und Band zu sein. Wo bleibt denn eigentlich Minchen?“

„Sie hat noch einige Besorgungen für das Mittagbrot —“

„Dann wird's aber Zeit, daß sie bald zurück ist!“

Er wollte zur Tür hinaus, um selbst nach der Tochter zu sehen, als das muntere, hellblonde Mädchen hereingesprungen kam.

„Guten Morgen, Vater! Bin froh, daß ich wieder oben bin. Habe mit Mühe und Not noch etwas bekommen. Jetzt sind alle Läden und Keller zugesperrt. Und gerade, wie ich ins Haus gehe, da kommt so eine Horde vorbei —“

„Keine Horde, — Bürgerwehr!“ mahnte der Vater wichtig.

„Haha, Bürgerwehr! Danke schön! Einen Herrn von den Ordnern, mit der weißen Binde am Arm, verhöhten sie ganz dreist: Du Friedensengel, mach dich nicht so maufig! Und dann hieß es, sie zögen nach dem Schloß, um ein Wort mit dem König zu reden. Als ob sie mit Seiner Majestät auf Du und Du ständen! Ich hab' ihnen noch nachgerufen, sie sollten sich nur Eismanns Karl zum Führer nehmen, der wäre ein großer General. Ein Kerl wollte frech gegen mich werden, — ich aber — wie der Blitz ins Haus und — zugeschlossen.“

Der Vater nickte.

„Das war gut, das ist also besorgt. Nun können wir nichts weiter tun, als in Ruhe die Entwicklung der Dinge abwarten. Werde mal mit Messerschmidten sprechen.“

Der kleine, dünne Kalkulator, der mit seiner Frau gegenüber auf demselben Treppensflur wohnte, trat gerade aus seiner Tür und begrüßte freundlich den Hauswirt.

„'n Morgen! 'n Morgen! Scheint ja toll zuzugehen. Will sehen, ob ich bis zu meinem Bureau vorbringen können.“

„Ach Eduard,“ klagte seine Gattin, die auch auf den Flur gekommen war und das, was ihr Mann an Fülle zuwenig hatte, zuviel besaß, „begib dich nur nicht in Gefahr!“

„Ach was, ich gehe jetzt!“ erklärte er mutig. „Soll ich Ihnen ein Tütchen mitbringen, Demoiselle Hermine?“ fragte er galant, als die reizende Tochter des Hauswirts in der gegenüberliegenden Tür hinter ihrer Mutter sichtbar wurde.

„Gießer einen Degen!“ rief sie mit blühenden Augen.

„Haha,“ lachte der Kalkulator, „eine neue Jungfrau von Orleans!“

Er stieg, immer noch lachend, die Treppe hinunter, gefolgt von Herrn Hegerbarth, der hinter ihm das Haus sorgfältig schloß. . . .

Der Vormittag verfloß in der Familie in der gewohnten Weise. Hegerbarth las die gestrige „Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“, frühstückte zum zweitenmal, rauchte seine Pfeife, unterhielt sich mit dem Kanarienvogel und sah verschiedene Papiere und Rechnungen durch, während sich Frau und Tochter in der nach hinten gelegenen Küche zu schaffen machten.

Punkt zwölf setzte man sich zu Tisch, und da heute Sonnabend war, so gab es unweigerlich Brühkartoffeln, ebenso wie der Donnerstag jeder Woche dem Pöckelfleisch mit Erbsen und Sauerkohl geheiligt war. Und dann zog sich München zum Abwaschen und darauffolgenden Kaffeebrauen wieder nach der Küche zurück; Herr Hegerbarth aber machte sich's in dem breiten Großvaterstuhl im Schlafzimmer bequem, und seine Gattin gedachte auf dem geblümten Sofa ein Nickerchen zu tun.

Draußen, auf der Straße, herrschte ein ungewöhnlicher Lärm. Von Zeit zu Zeit erschollen die Anpreisungen der Jungen, die Schokoladenzigarren feilboten:

„Hier, meine Herrschaften, Zigarro mit avec du feu!“

Und dann die denunzierende Begrüßung eines rauchenden Schornsteins: „Pst, Männlein, da oben roocht ener!“

„Gräßlich!“ sagte Herr Hegerbarth, der sich erhoben hatte und zu seiner Gattin ins Wohnzimmer trat. „Kein Auge kann man zutun bei diesem Spektakel. Kannst du denn schlafen, Mutter?“

„Ich wo, gar nicht,“ klagte sie. „Ich habe auch wieder meine Atembeschwerden. Es liegt so was Unheimliches in der Luft.“

„Du immer mit deiner Weimerei! Wir sitzen doch hier ganz sicher in unserm Bau.“

„Ach, — diese Menschen, denen nichts mehr heilig ist! Wenn's dann so kommt wie damals in Frankreich —“

Er wollte sie beruhigen, da steckte München den Blondkopf zur Tür herein und fragte freundlich, ob sie den Kaffee bringen dürfe. Auf das freudige doppelte Ja erschien sie bald mit einer großen braunen Kanne, drei Tassen und einer langen Rosinenstolle.

Die Tochter hatte ihre Portion sehr schnell vertilgt und setzte sich an das birkenne Tafelklavier, um dem Vater, wie er es gern hatte, ein Stückchen zur Aufheiterung des Gemüts zu spielen.

„Das Menuett aus dem ‚Don Juan‘?“ fragte sie.

Er hatte schon mit dem Kopf genickt, als er die Hand erhob und rief:

„Halt! Still mal! Was ist denn das?“

Man hörte deutlich in der Ferne Gewehrschüsse fallen und dann einen immer wachsenden, brausenden Lärm, der sich mit rasender Schnelligkeit näherte.

Hegerbarth öffnete trotz der Abmahnung seiner besorgten Frau ein Fenster.

„Was ist denn eigentlich los, Schwäbische?“ fragte er einen langen, dünnen Bürgerwehrmann.

„Nanu, Herr Hegerbarth, wissen Sie denn noch nich? Uff'n Schloßplatz is ja aufs Volk geschossen worden, grade als der König seine Ansprache hielt. Das is doch eine ausjesuchte Gemeinheit. Jetzt wer'n Barrikaden jebaut.“

„Zawoll,“ erklärte ein aufgedunsener Mensch mit einer alten Muskete in der Hand, „jetz jehet der Feez los, jetz machen wir Rivluzion!“

„Aber wir haben keen Pulver!“ hielt ihm einer vor.

„Ich weesz, wo Pulver is, Kinder!“ rief er und stürmte, von einer Schar gefolgt, nach der Stadt zu.

Herr Hegerbarth schloß ärgerlich das Fenster, und seine Frau jammerte:

„Ach, du himmlischer Vater! Nun kommt es doch so, wie ich vorausgesagt habe! Wo sollen wir denn bloß bleiben?“

Da erklang das silberhelle Lachen Münchens.

„Mutterchen, wie kannst du dich vor diesen Sammergestalten fürchten! Da sind ja Figuren drunter wie aus Lindes Puppentheater! Die werden von unseren Soldaten bald zu Paaren getrieben werden.“

Der Vater schüttelte bedenklich das Haupt.

„Hör mal, München, du darfst die Volkskraft doch nicht unterschätzen! Es ist ja ganz schön, daß du als baldige Braut eines Mannes, der die hohe Regierungskarriere machen wird, so sprichst, aber du bleibst doch immer eine Bürgertochter.“

München war dunkelrot geworden und räumte den Kaffeetisch ab, ohne ein Wort zu erwidern. Schon seit ihrer Kindheit galt es in den beiden Familien für ausgemacht, daß sie und der vier Jahre ältere Sohn des Kalkulators Messerschmidt ein Paar werden sollten. Immer hatten sie in dem kleinen Garten hinter dem Hof zusammen gespielt, später gemeinsam die Tanzstunde besucht, und jetzt, wo Heinrich seit einem Jahr in Königsberg als Referendar weilte, schrieb er oft Briefe, in denen er von ihr schwärmte und sich nicht bloß als kluger, zielbewußter Beamter, sondern auch als feinführender Schöngeist zeigte. Er hatte sie auch zuerst auf Lenau aufmerksam gemacht, dessen Gedichte sie nun besaß. Sie antwortete ihm bisweilen in einem Briefchen und schrieb sehr verständig; aber ob das Liebe sei, was sie für den rasch vorwärts kommenden Jugendfreund empfand, das wußte sie nicht. Es gelang ihr nicht einmal, sich ihn genau vorzustellen, wenn sie jetzt an ihn dachte. Es ging ihr damit, wie mit diesen neumodischen Daguerreschen Bildern, die auch bald verblaßten und zuletzt nur einen verschwommenen Schatten zurüßließen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, wollte sie eben in ihr am Ende des Treppenhuses ganz für sich allein gelegenes Zimmerchen huschen, als unten die Haustür ging und schwerfällige Schritte die Treppe heraufstappten. Sie beugte sich über das Geländer und erblickte Herrn Messerschmidt, der langsam und ächzend heraufstieg. Verwundert schlug sie die Hände zusammen.

„Wie sehen Sie denn aus, Herr Kalkulator?“

Der sonst so adrette Beamte bot ein Bild des Jammers. Sein schöner grauer Zylinderhut war zerbeult, die stets tadellosen Watermörder waren zerknittert, und an dem beschmutzten schwarzen Rock fehlte der oberste Knopf.

„Das ist eine Welt!“ stöhnte er. „Ach, liebes München —“

„Was war denn? Erzählen Sie doch, Herr Kalkulator!“ baten wie aus einem Munde Herr und Frau Hegerbarth, die den Ankömmling drin gehört hatten und auf den Flur gestürzt kamen. „Bitte, wollen Sie nicht einen Augenblick näher treten und sich erholen?“

Auch Frau Messerschmidt erschien, und er ließ sich auf das geblümte Sofa fallen.

„O, Madame,“ wandte er sich an die Frau des Hauses, „es ist furchtbar, grauenhaft. Denken Sie sich unsre Stadt in einen Höllentessel umgewandelt! Barricaden sind gebaut, es hagelt Kartätschen und Bomben.“

Wie zur Bestätigung seiner Worte erscholl der dumpfe Donner eines Kanonenschusses, dem gleich ein zweiter folgte.

„Wo mag das sein!“ fragte der Hauswirt mit emporgezogenen Augenbrauen.

„In der Breiten Straße. Da ist es am schlimmsten. Sie haben die Dächer abgedeckt und werfen mit Ziegeln, sie schießen aus den Fenstern; aber das wird ihnen alles nichts nützen, das Militär ist doch stärker. Hier in der Straße wird's auch bald anders werden. Das achte Regiment in Frankfurt an der Oder soll schon längst durch den optischen Telegraphen benachrichtigt sein und wird wohl schon vorm Tore stehen.“

„Bravo!“ rief München und klatschte in die Hände.

Der Vater warf ihr einen mißbilligenden Blick zu, der Kalkulator aber erhob sich und sagte kläglich:

„Ich bin jetzt vollständig kaput. Komm, liebe Amalie, ich lege mich ins Bett!“

Und so schlürfte er hinüber nach seiner Wohnung, begleitet von seiner schwer atmenden Gattin, die ihm versicherte, daß sie ihm vor allen Dingen einen heißen Glibderte bereiten werde.

„Hier ist es jetzt recht still geworden“, stellte Hegerbarth, der ans Fenster getreten war, fest.

„Wollen wir nicht hinausgehen?“ fragte Minchen.

„Um Gottes willen!“ rief die Mutter. „Hörst du denn nicht, wie sie immer noch schießen?“

Aber Minchen hatte bereits das Fenster geöffnet und schaute hinaus. Die Eltern folgten ihrem Beispiel.

Das Wacht haus stand verlassen. Das Thor wurde hell von der Sonne des Spätmachmittags beleuchtet. Von außen schollen dumpfe Schläge dagegen. Bald waren die großen Thürflügel aus den Angeln gehauen und stürzten samt dem steingefüllten Schilderhaus nach innen, und durch die klaffende Öffnung wurden auf der Landstraße, so weit das Auge reichte, blanke Soldatenhelme und blitzende Bajonette sichtbar.

Und dann kam, still und ernst, das Regiment hereinmarschiert.

„Aha,“ sagte Hegerbarth mit Genugthuung, „die Achter! Messerschmidt hat recht gehabt.“

Die Fenster wurden wieder geschlossen, aber man hörte den dröhnenden Takt schritt der nägelbeschlagenen Stiefel auf dem Pflaster.

Plötzlich verstummte der Schritt, wie abgeschnitten. Und gleich darauf frachte eine Gewehrjalve und noch eine. Das war, als wenn zehn Blitze zugleich einschlugen.

Schreckensbleich blickte Hegerbarth auf seine Frau. Sie war auf die Bank vor dem grünen Kachelofen niedergesunken und jammerte:

„Ach Gott, wie ist mir das in die Glieder gefahren! Wenn ich bloß nicht meine Kollie kriege!“

„Ich werde dir einen Tee aufsetzen, Mütterchen“, rief die Tochter und eilte nach der Küche.

Sie empfand gar keine Furcht und wunderte sich selber darüber, wie leicht ihr trotz des Lärms dort draußen zumute war. Das mußte wohl die liebe Sonne machen, die nach dem frischen Morgen alles so verschwenderisch mit ihrem warmen Goldglanz übergieß und für alle Torheiten der Menschen ein mildes, gütiges Lächeln hatte.

Die Mutter nippte kaum an der Tasse Tee. Ihr wäre überhaupt schon alles egal, und wenn ihnen das Haus überm Kopf angezündet würde.

„Zimmer diese Schwarzmalerei!“ schimpfte der Vater. „Aber was ist denn das nur für ein Getrappel? — Donnerwetter, da kommen ja die Soldaten zurückgerannt! Der Major da auf dem Pferde flucht das Blaue vom Himmel herunter, aber sie sind nicht zu halten. Das ist ja eine nette Bescherung. Wenn ich bloß wüßte, ob das Haus noch verschlossen ist —“

„Ich werd' gleich nachsehen“, rief Minchen.

Ehe er noch etwas erwidern konnte, war sie schon hinunter.

Das Haus war wirklich noch fest zu. Aber natürlich konnte nun Minchen gar nichts sehen! Und doch hörte sie den Höllelärm gerade dicht vor der Thür.

Sie konnte sich nicht halten, sie mußte wissen, was da vorging, und schon hatte sie den Schlüssel umgedreht und das Thor ein ganz klein wenig geöffnet.

Da, — was war da Blinkendes draußen? Ein blutjunger Offizier war herangewankt und hatte sich gegen die Pforte gelehnt. Seine Augen waren halb geschlossen; es war, als wenn er jeden Augenblick umfallen würde.

Minchen war es sofort klar, daß dieser junge Mann in großer Gefahr sei, daß er sich allein einer rohen Übermacht gegenüber befinde. Und ohne sich zu besinnen, zog sie ihn rasch in den Hausflur und verschloß das Tor, an dem es wie die wilde Jagd vorbeiraste.

Der Offizier hatte den Degen in der Rechten, und nun gewahrte Minchen auch an seiner linken Schläfe, unter dem zurückgeschobenen Helm, eine Wunde, aus der das Blut quoll. Es kam ganz langsam hervorgefickert, rieselte über die Wange; hier und da fiel ein Tropfen auf die roten Steine des Hausflures.

Sie faßte ihn am Arm und führte ihn zur Treppe. Er taumelte und hielt sich nur mit Mühe aufrecht; so stützte sie ihn und schob ihn die Holzstufen hinauf. Er ließ es ruhig geschehen und war wie ein Nachtwandler.

In Minchens Kopf jagten sich blitzschnell die Gedanken. Sollte sie den Verwundeten zu den Eltern hineinführen? Die hätten eine solche Störung gewiß unliebsam aufgenommen, und sie hätte die härtesten Vorwürfe und Scheltworte bekommen. Ja, sie hätten diesen Jüngling aus Furcht vor dem Volke gewiß wieder hinuntergewiesen. Das durfte nicht sein. Doch hier galt kein langes Überlegen; das war auch nicht ihre Art. Stets war sie für resolute Handeln gewesen, und sie hatte sogar den Heinrich Messerschmidt, der doch gewiß nicht zimperlich war, häufig gehofmeistert, und er hatte sich ihrem festen Willen unterordnen müssen.

Da war sie auch schon an der Tür ihres Stübchens, schob den Leutnant hinein, verriegelte die Tür von innen, führte ihn nach einem Stuhl, auf den er matt niedersank, nahm ihm Helm und Degen ab und zog eine Schublade der bronzefelagerten Kommode auf. Im Nu hatte sie weiche Leinwand in Streifen gerissen, dann träufelte sie aus einem Gläschen der kleinen Hausapotheke etwas Arnika ins Waschbecken, goß reines Wasser dazu, wusch vorsichtig die Wunde und verband sie mit der getränkten Binde.

„So, Herr Leutnant,“ sagte sie mütterlich, „und nun legen Sie sich dort aufs Bett und erholen sich. Aber Sie dürfen sich nicht rühren und müssen sich ganz ruhig verhalten!“

Er folgte ihr willig zum Bett, dessen weiße Mullvorhänge sie zurückgeschlagen hatte, und lag gleich darauf regungslos auf dem weichen Lager.

„Nun seien Sie ganz still und lassen nichts von sich merken, bis ich wiederkomme! Sonst gerate ich in große Verlegenheit. Hören Sie?“

Nein, er hörte nichts, er war bewusstlos geworden. Minchen schaute noch einmal mit auf den Mund gelegtem Zeigefinger besorgt nach ihm hin, ging dann hinaus und schloß die Tür hinter sich ab.

Als sie das Wohnzimmer betrat, fand sie es leer. Aber aus dem Schlafzimmer nebenan rief der Vater erregt:

„Minchen, bist du endlich da? Wo bleibst du denn? Siehst du, nun hat Mutter doch noch ihre Kolik bekommen, und ich habe sie zu Bett bringen müssen!“

Er bemerkte nicht, wie rot Minchen wurde und wie sie einen Augenblick schwankte, ob sie ihm nicht die Wahrheit sagen solle. Sie wagte es nicht. Jetzt wo die Mutter krank war, hätte das die größte Verwirrung und Aufregung gegeben, und sie erwiderte zögernd mit abgewandtem Gesicht:

„Ach, Papa, entschuldige mir, daß ich solange auf meinem Zimmer geblieben bin. Ich bekam unten das gräßliche Nasenbluten, das ich lange nicht gehabt habe, — und da mußte ich mich doch erst waschen.“

„Das wird von der großen Hitze sein; ist ja ein merkwürdig warmer Tag geworden. Und dann auch von der Aufregung. Ich sage ja, heut gibt's nichts als Unglück. Die Soldaten sind ja endlich wieder hineinmarschiert, aber das Geschiesse will immer noch nicht aufhören. Schrecklich!“

Als wenn diese betäubende Feststellung noch bekräftigt werden sollte, kam von unten her ein markerschütterndes Pochen. Dazwischen gellte Schimpfen, Pfeifen und Heulen einer wütenden Menschenmenge.

„Zawoll, hier is er rin! Raus! Uffjemacht! Det Haus muß 'n Erdboden gleich jemacht wer'n, keen Steen derf uff 'n andern bleiben!“

„Was wollen sie nur?“ fragte Hegerbarth verwundert.

„Uffjemacht! Raus! Raus!“

Wahre Donnerschläge frachten gegen das Tor.

„Das ist doch wirklich zu toll! Sie rennen mir noch die Haustür ein. Wenn ich bloß wüßte —“

„Vater,“ unterbrach ihn die Tochter, die etwas blaß geworden, aber ganz ruhig war, „es wird das beste sein, wir fragen, was diese Menschen eigentlich wollen. Ich werde hinuntergehen.“

„Das wäre ja noch schöner! Nein, du bleibst hier an Mutters Lager, und ich gehe selber hinunter.“

Seine ganze Würde war in ihm wach geworden. Rasch warf er den Schlafrock ab, zog sich den schwarzen Gehrock an und ging mit festen Schritten hinaus.

Beim Anblick des vielen von ihnen wohlbekannten Hauswirtes, der das Haustor mit kühnem Schwunge weit geöffnet hatte, wichen die Ruhestörer zurück, und der Lärm legte sich fast ganz.

Hegerbarth rechte sich gerade.

„Sie wollen mein Haus mit Kimmsteinbohlen demolieren? Was soll denn das heißen? Wissen Sie nicht, daß das strafbare Sachbeschädigung ist?“

„Er soll aber raus! Wir wollen ihn arretieren.“

„Ich verstehe nicht, was Sie reden.“

Einige traten vor und zwinkerten mit den Augen.

„Na, man keine Fismatenten! 'n Offizier ist hier hineinretiriert und muß im Hause sein.“

„Was für Unsinn! Das müßte ich doch wissen.“

Drei Männer waren bis auf den Hausflur vorgeedrungen.

„Und es ist doch wahr!“ erklärte der eine triumphierend. „Sehen Sie, hier sind deutliche Blutspuren! Er war verwundet.“

„Das stammt von meiner Tochter, die heftiges Nasenbluten gehabt hat.“

„Das möchten wir doch erst ein bißchen genauer untersuchen.“

„Eigentlich eine starke Zumutung,“ sagte Hegerbarth unwillig. „Aber ich will's zugeben, damit Sie sich beruhigen.“

Er führte die drei Männer die Treppe hinauf, während die Menge unten wie ein summender Dienenschwarm das Ergebnis der Untersuchung abwartete.

„Bis an diese Tür hier gehen die Spuren,“ erklärte der erste der Männer.

„Könnte man nicht einmal nachsehen?“

Da aber verließ Herrn Hegerbarth alle bisherige Selbstbeherrschung. Bürgerstolz, Unabhängigkeitsgefühl des Besitzenden und Familiensinn schwellten seine Brust und färbten seine runden Wangen dunkelrot.

„Herr!“ rief er fuchswild, „ist Ihnen denn gar nichts heilig? Das ist das Zimmer meiner Tochter, das noch nie der Fuß eines Fremden betreten hat, und ich sage Ihnen, nur über meine Leiche kommen Sie da hinein. Was ist denn

überhaupt in euch alle gefahren. Ich bin ein alteingesessener Bewohner dieser Stadt wie Sie, meine Herren, und wenn Sie mit irgend etwas unzufrieden sind, so halten Sie sich meinetwegen an die Regierung, aber lassen Sie gefälligst Ihre ehrsamten Mitbürger in Ruhe! Das ist ja, als wenn alles verrückt geworden wäre!"

Das energische Auftreten des würdigen Mannes verfehlte seine Wirkung nicht. „Na ja,“ brumnten die Leute, „wir sehen schon, daß er hier nicht ist. Aber ins Haus war er hinein, das steht bombenfest.“

„Dann ist er vielleicht über den Hof und nach der Fruchtstraße hinausgegangen. Das ist doch hier ein Eckhaus.“

Die Männer sahen sich verblüfft an.

„Wahrhaftig, daran haben wir gar nicht gedacht! Dann entschuldigen Sie nur, Herr Hegerbarth!“

Sie gingen eilig wieder hinunter, und die Menschenmasse schob sich nach der Aufklärung um die Ecke in die Seitenstraße.

Hegerbarth, der die Leute bis zur Haustür begleitet hatte, sagte oben zu seiner Tochter:

„Es ist nur gut, daß Mutter nach dem Tee eingeschlafen ist und von der ganzen Geschichte nichts gemerkt hat. Sie hätte sich zu Tode geängstigt. Du mußt übrigens noch die Blutflecke entfernen, Minchen. Das hätte wirklich unangenehm werden können, wenn ich nicht glücklicherweise gewußt hätte, wie sie entstanden sind.“

Minchen eilte sehr bereitwillig hinaus und wischte die Spuren auf.

Sie benutzte die Gelegenheit, einen Blick nach ihrem Pflegling zu werfen. Er schlummerte friedlich. Gern hätte sie den Verband erneuert, wenn sie nicht gefürchtet hätte, zu stören, und so ging sie auf den Zehen wieder hinaus.

Langsam breitete sich die Dämmerung aus; dann kam auf dunkelsamtenen Schwingen die Nacht, eine Lenznacht, weich und zärtlich, die schmeichelnd lockt und mit kosenden, seidenen Händen die Wangen der Menschen streichelt.

Minchen zündete die Öllampe an und sagte:

„Es ist doch möglich, lieber Vater, daß mich die Mutter in der Nacht braucht. Es wird also das beste sein, wenn ich heut hier auf dem Sofa übernachte.“

Er suchte ihr das auszureden. Das wäre wohl nicht nötig, und bei dem Lärm auf der Straße würde sie hinten in ihrem Stübchen viel besser ruhen als im Vorderzimmer. Aber sie blieb fest bei ihrem Entschluß, holte sich vom Hängeboden in der Küche einige Betten, und der Vater tätschelte ihr schließlich gerührt die Wange und lobte sie:

„Du bist ein gutes Kind, du wirst auch gewiß dafür vom Himmel belohnt werden.“

Sie griff zu einer Handarbeit, ging aber noch mehreremal hinaus, so daß der Vater fragte:

„Ist dir deine Absicht etwa wieder leid geworden? Dann bleib nur ruhig in deiner Stube, wenn du willst! Mutter wird wohl vor morgen früh nicht aufwachen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber was hast du nur? Du bist so eigentümlich ernst und dabei doch so unruhig. Fehlt dir etwas?“

„Nichts, nichts, Vater!“

„Zu verwundern wäre das ja nicht. Wenn nur das Schießen endlich aufhören wollte!“

Eben wollten sie sich zur Ruhe begeben, als draußen Hunderte von Stimmen laut wurden:

„Sieg! Wir haben gesiegt! Es muß illuminiert werden. Ein Schuß, wer nicht illuminiert!“

Dazwischen hörte man das Klirren von Fensterscheiben.

„Sie werfen uns wahrhaftig auch noch die Scheiben ein, wenn wir kein Licht hinstellen,“ schimpfte Hegerbarth. „Wir müssen ihnen schon den Willen tun. Finster genug ist's ja auf der Straße, nachdem sie die Laternen zertrümmert haben.“

Auf das eine Fensterbrett wurde die Lampe gebracht, und auf das andere stellte Minchen die silbernen Leuchter, die immer auf dem schöngemauerten Birken-schrank standen, mit den beiden angezündeten Zierkerzen. Hegerbarth fragte sich hinterm Ohr.

„Es ist nur gut, daß Mutter das nicht sieht; sie würde nicht wenig über die schönen Kerzen jammern, die schon zwei Jahre lang unverfehrt dort oben geprunkt haben. — Nun? Was schreien sie da schon wieder?“

„Lichter weg! Alle Lichter weg!“ hieß es. „Wir zeigen unseren Feinden nur den Weg! Alle Lichter weg!“

Sie blies schnell die Kerzen aus, und der Vater stellte die Lampe wieder auf den Tisch.

„Die scheinen selbst nicht zu wissen, was sie eigentlich wollen. Gute Nacht, Minchen!“

Er begab sich nach dem Schlafzimmer, und jeder legte sich halb angekleidet nieder; denn an einen erquickenden, ungestörten Schlaf war nicht zu denken.

Mitten in der Nacht erhob sich Minchen einmal. Leise, ganz leise schlich sie zur Tür und brauchte unendlich lange Zeit, um die Klinke geräuschlos niederzudrücken. Draußen näherte sie sich klopfenden Herzens ihrem Stübchen und lauschte mit verhaltenem Atem. Kein Laut war von drinnen zu vernehmen, und ebenso verstohlen, wie sie hinausgegangen war, kehrte sie wieder zurück.

(Schluß folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 30. Juli 1910.

Abrüstungsgedanken — Herr v. Kiderlen-Waechter in Marienbad — Der Großblock.

Die Wellenbewegung, die durch die Rede des englischen Premierministers Asquith über die Flottenrüstungen hervorgerufen worden ist, hat, wie zu erwarten war, noch weitere Kreise gezogen, insofern als nämlich auf der einen Seite der von uns neulich gekennzeichnete Versuch, die deutsche öffentliche Meinung zugunsten der englischen Wünsche gegen die deutsche Regierung aufmarschieren zu lassen, von angesehenen Blättern der verschiedensten Art sehr energisch zurückgewiesen worden ist, während auf der andern Seite weiter mit dem Gedanken der Abrüstung oder der Einschränkung und Begrenzung der Rüstungen zur See gespielt wird. Auf-